

„Priesterseminar Jesu Christi“

Überlegungen zur Bischofssynode über
„Die Priesterbildung unter den derzeitigen Verhältnissen“*

Willi Lambert SJ, Augsburg

Jesus heute Priester?

„Was wäre, wenn Jesus heute Priester wäre? Priester in eurer Gemeinde. Wie würde Jesus heute zu unserer Kirche stehen? Zu unserer Glaubensgemeinschaft, zu unserer christlichen Ethik, zu unseren Bekenntnissen und zu unseren Traditionen? Wofür würde er eintreten, was würde er ändern?

Wäre er überhaupt Priester geworden?“

So lautet die Einleitung eines Fragebogens, mit denen ein Jugendmagazin seine Leser zu Antworten einlädt. Nicht ganz so plakativ, aber doch entschieden, wurden am 16. Mai 1989 alle Bischofskonferenzen der katholischen Kirche in einem Schreiben zur Vorbereitung auf die Bischofssynode in Rom vom 30. September bis zum 28. Oktober 1990 eingeladen, 17 verschiedene Fragenbündel zum Thema „Die Priesterbildung unter den derzeitigen Verhältnissen“ zu beantworten:

„Der Zeitpunkt scheint gekommen, einen Schlußstrich zu ziehen und Wege zu suchen für eine Ausbildung, die ganz den Erwartungen des Volkes Gottes entspricht und den Bedürfnissen der Evangelisierung zum nahen Beginn des dritten Jahrtausends.“¹

Der Weg zum Priestertum als Antwort auf die biblische
Herausforderung

Wenn die Aufgabe des Priesters als Dienst am Evangelium gesehen wird, dann ist es naheliegend, als erstes nach der Auskunft des Evangeliums selber zu fragen. Hier bewegen wir uns fast auf der plakativen

* Die Erfahrungen und Überlegungen von W. Lambert stammen aus seiner zehnjährigen Tätigkeit als Spiritual am Priesterseminar ‚Pontificium Collegium Germanicum et Hungaricum‘ in Rom. Es fließt auch manches aus seinen Gesprächen mit Seminaristen, Spiritualen und Regenten anderer Seminarien ein.

Die Redaktion

¹ Linamenta zur Bischofssynode, Hg. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Kaiserstraße 163, 5300 Bonn 1, 1989, S. 7.

Ebene: „Wie würde das Priesterseminar Jesu aussehen?“ Diese Fragestellung mag reizvoll und hilfreich sein, trotzdem dürfte klar sein, daß eine plumpe Übertragung wenig hilft. Die Tatsache, daß viele der Jünger Jesu Fischer waren, muß ja nicht bedeuten, an Seminarien neben dem Abiturzeugnis einen Angelschein als Voraussetzung zum Eintritt zu verlangen. Statt unangemessener Übertragungsversuche möchte ich einige Worte aus der Bibel deuten, die vom Selbstverständnis eines Priesters sprechen können. Sie sagen vielleicht nicht unmittelbar etwas für die konkrete Lebensgestaltung in einem Seminar, sind aber die unersetzlichen Voraussetzungen und das Fundament, damit das Haus – nicht selten „der Kasten“ genannt – nicht auf Sand gebaut sei, sondern zumindest jenem biblischen „Kasten“, der Arche, gleicht, bei dem dann sogar die schwankenden Wasser Fundament sein können.

*„Nicht Herren über den Glauben ..., sondern Helfer zur Freude“
(2 Kor 1, 24)*

Im Rahmen einer Entschuldigung für die Änderung seines Reiseplanes gibt Paulus Jesus einen der schönsten Namen: „Er ist das Ja zu allem, was Gott verheißen hat“ (2 Kor 1,20). In diesem Zusammenhang gebraucht er auch eine eindrucksvolle Umschreibung priesterlichen Aposteldienstes: „Wir wollen ja nicht Herr über euren Glauben sein, sondern wir sind Helfer zu eurer Freude“ (2 Kor 1,24). – Wer im Dienst Jesu steht und sein Evangelium weitergibt, der soll selber erkennbar sein als das Ja zu allem, was Gott verheißen hat. Es ist unausweichlich, daß der Mensch, der das unbedingte Ja der Liebe Gottes widerspiegelt, zum „Helfer zur Freude“ wird. Anders gesagt: Wer auf der Spur der wachsenden Freude bleibt – auch wenn es eine zuweilen sehr stille, verborgene Freude sein mag –, der ist in der Nachfolge Jesu und führt zu ihr hin. „Was weckt in meinen Mitchristen, für die ich Priester bin, auf Dauer tiefe Freude?“ – dies ist eine der wichtigsten pastoralen Fragen eines Kaplans und Pfarrers.

Paulus macht als größten Feind für die Mitarbeiter an Jesu Evangelium und die „Helfer zur Freude“ die Herrschsucht fest. Hätte Paulus dies nicht an sich selbst und an anderen erfahren, dann hätte er es nicht ausdrücklich in einem Brief zu schreiben brauchen. Mit dieser Frage ist aufgegriffen, was Jesus bei seinen Jüngern sieht und offenlegt: „Ausgerechnet“ an dem Tag, an dem die Jünger über den ersten Platz im Reich Gottes reden, fragt Jesus nach, worüber sie sich denn unterwegs unterhalten hätten. Und als die Jünger einmal begeistert von Krankenheilun-

gen und Dämonenaustreibungen erzählen, bremst Jesus unbarmherzig ihre Freude ab – um ihnen eine größere und echtere zu geben: „Freut euch nicht darüber, daß euch die Geister gehorchen, sondern freut euch darüber, daß eure Namen im Himmel verzeichnet sind“ (Lk 10,20). Freude am – ewigen – Leben, nicht Lust an der Macht über..., das ist die Wegweisung Jesu. Unüberbietbar deutlich wird diese Botschaft in der zentralen Szene der Fußwaschung im Johannesevangelium: „Wenn nun ich, der Herr und Meister, euch die Füße gewaschen habe, dann müßt auch ihr einander die Füße waschen“ (Joh 13,14).

Welche Kenntnis der Menschenherzen! Welche Herausforderung und Provokation! Welche Einladung nachzusinnen, was dies für die eigene Herzensumwandlung bedeutet und für die Strukturen, Verhaltensweisen in einem Priesterseminar! „Die Herren ..., für die Herren ...“, kann man gelegentlich noch in Ausbildungshäusern vom „Personal“ hören. Und selbst wer sich ehrlich dagegen empört, ist nicht immer gegen den Herrschaftsbazillus gefeit und lebt nicht schon aus dem freien Ja der Liebe seinen Dienst.

„Beim Gebet und beim Dienst am Wort“ (Apg 6,4)

Einer der einfachsten und aussagekräftigsten biblischen Hinweise auf das Selbstverständnis eines „Geistlichen“ findet sich in der Apostelgeschichte: Als die Apostel merken, daß sie zu sehr in Anspruch genommen werden vom „Dienst an den Tischen“, d. h. von der täglichen Versorgung der Armen, der Witwen und Waisen in der Gemeinde, kommen sie schließlich zu dem Entschluß: „Wir aber wollen beim Gebet und beim Dienst am Wort bleiben“ (Apg 6,4).

An diesem Geschehen und dieser Entscheidung ist dreierlei bedeutsam: zuerst einmal, daß „die Zwölf“ offensichtlich zunächst mitgearbeitet haben beim „Dienst an den Tischen“. Weiterhin, daß sie durch die steigende Inanspruchnahme offensichtlich Berufs- und Identitätsschwierigkeiten bekamen. Sie merkten: *Das* ist nicht unser erster und eigentlicher Auftrag; wir sind für etwas anderes da. Und schließlich ist bemerkenswert, daß sie sich nicht übergangslos vom „Dienst an den Tischen“ davonestahlen, sondern dafür sorgten, daß andere Gemeindemitglieder, Diakone, diesen Dienst übernahmen.

Für ein priesterliches Selbstverständnis und für eine Hinführung zu diesem ist damit Wichtiges gesagt: Es gehört durchaus zur Aufgabe eines Priesters, daß er offen ist für alle Nöte der ihm Anvertrauten. Im Hauptgebet der Jünger, dem Vaterunser, hat in der Bitte um das tägliche

Brot diese Alltagssorge einen Platz gefunden. Zugleich aber wird deutlich, daß ein Priester ein Mensch des Gebets ist und sein soll. Darin hat er seine „Bleibe“, dort ist er beheimatet, von dorthier kommt und begegnet er. Aus diesem Geist des Gebetes heraus geschieht auch die Verkündigung des Evangeliums, der Dienst am Wort. Der Jesus, der zuweilen so umdrängt war, daß er kaum Zeit zum Essen fand, entzieht sich doch immer wieder den Ansprüchen der Leute und ist verborgen und geborgen im Gebet zu seinem Vater. Aus dieser betenden Einheit heraus erwächst auch das wirkmächtige Wort: „Er spricht mit Vollmacht, nicht wie die Schriftgelehrten ...“ (Mk 1,22).

Gerade weil die Stelle aus der Apostelgeschichte nicht eine abstrakte Theologie des Priestertums verkündet, sondern eine reale Gemeindesituation widerspiegelt, ist sie so aussagekräftig. „Wir beten, und wir verkündigen das Wort!“ So lautet die schlichte „Stellenbeschreibung“ der Apostel. Von daher wird sich jeder, der auf dem Weg zum Priestertum ist, und wird sich jede Seminarerziehung die Fragen stellen müssen: Wie steht es mit der Hinführung zum Gebet und zu einem lebendigen Umgang mit dem Wort? Gibt es dafür Zeit und Raum und Hilfen? Gibt es Gelegenheiten, die Bibel zu teilen wie das tägliche Brot? Wird das Evangelium zum Wort des Lebens? Gibt es überwiegend den wissenschaftlichen Umgang mit dem Wort oder auch bzw. mehr noch den spirituellen in der Betrachtung und im Bibelgespräch? Es tut weh, gelegentlich sehen zu müssen, daß in einer Ordensgemeinschaft oder einem Seminar ein Bibelkreis nicht überleben kann, weil man in unfruchtbares Streiten kommt. Es ist bedrückend, wenn gelegentlich ein Priester in einer Bibelrunde derjenige Teilnehmer ist, der am wenigsten ein persönliches Glaubenszeugnis geben kann. Er, für den in besonderer Weise gilt: „Wir aber wollen im Gebet und im Dienst am Wort bleiben!“

Ein „brüderlicher Hoherpriester“ (vgl. Hebr 2,17)

Ich erinnere mich an die Bemerkung eines gefragten Primizpredigers, er werde in den letzten Jahren immer öfter eingeladen, den Hebräerbrief zur Grundlage seiner Primizpredigt zu machen. Dieser Brief kann wie keine andere Schrift des Neuen Testaments dazu herangezogen werden, das „Priesterliche“ und das „Hohepriesterliche“ sozusagen herauszustreichen. Nur hier wird der Amtstitel „Hoherpriester“ ausdrücklich mit Jesus in Verbindung gebracht. Manche echte Sorge oder auch manche angstbesetzte Identitätsabsicherung eines Jungpriesters kann hier eine Stütze im biblischen Wort finden. Zur wirklichen Stütze und nicht

nur zur schlechten Krücke wird der Hebräerbrief, wenn man eine eigenartige, dreifache Beobachtung ernst nimmt: Der Hebräerbrief ist der einzige biblische Brief, der Jesus als „Hohenpriester“ bezeichnet; er ist der einzige Text, der Jesus als „Bruder“ tituliert; und er bringt diese beiden Bezeichnungen zudem in eine einzigartige innere Verbindung:

„Er scheut sich nicht, sie Brüder zu nennen und zu sagen: Ich will deinen Namen meinen Brüdern verkünden... Darum mußte er in allem seinen Brüdern gleich sein, um ein barmherziger und treuer Hoherpriester vor Gott zu sein und die Sünden des Volkes zu sühnen. Denn da er selbst in Versuchung geführt wurde und gelitten hat, kann er denen helfen, die in Versuchung geführt werden“ (Hebr 2, 11–12. 17–18).

Es sei erlaubt, diese Worte mit einem Ausrufezeichen zu kommentieren: Was für ein Text! Welch befreiender Grundtext priesterlichen Selbstverständnisses! Dieses Wort ist der „Freibrief“ – im ursprünglichen Sinn des Wortes –, ganz Mensch zu sein, um so ganz ein „barmherziger und treuer Priester“ sein zu können. Von hier aus kann man auf den Priester hin formulieren, was das Zweite Vatikanum von der ganzen Kirche sagt: daß sie alle Angst und Freude der Menschen teilt (vgl. *Gaudium et spes*, 1).

Diskussionen um das Menschsein und die Rolle des priesterlichen Amtes finden hier die Richtung für eine Antwort: ganz Mensch sein, um ein „barmherziger Priester“ sein zu können. Im vorliegenden Text ist weder eine Angst vor dem „Zu-Menschlichen“ zu spüren noch eine Angst davor, eine spezifische Aufgabe in der Verkündigung zu haben. Wenn Jesus Christus als brüderlicher Hohepriester das Vorbild eines Priesters ist, dann gilt für diesen auch die Botschaft, in sich die „Menschenfreundlichkeit Gottes“ aufleuchten zu lassen. Dann braucht auch auf dem Weg zum Priestertum ein Kandidat weder Angst vor seinen menschlichen Abgründen und Möglichkeiten noch vor seiner Eigenrolle zu haben; dann braucht eine Seminarerziehung keine Skrupel zu haben, gut fundierte psychologische Hilfen und Kurse in ihr „Erziehungsprogramm“ aufzunehmen. Sie können dann zu dem verhelfen, was von Jesus gesagt wird: „Er wußte, was im Menschen ist“ (Joh 2, 25).

Sicherlich gibt es noch eine ganze Reihe von Aussagen im Evangelium, die für das priesterliche Sein und Selbstverständnis wichtig sind: an erster Stelle die Aussage, daß der Priester-Jünger nicht ein Selbsternannter, sondern ein Auserwählter ist: „Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt!“ (Joh 15, 16) Oder, ganz zentral, die Tatsache, daß die Jüngerwerdung und die Vorbereitung für die Verkündigung des Evangeliums durch die Nähe zu Christus geschieht. Oder die

atemberaubende Aussage, daß Nachfolge nicht möglich ist ohne die fundamentale Geisteshaltung der Armut. Genauso wie es unsinnig ist, einen Turm bauen zu wollen ohne die entsprechenden finanziellen Mittel (vgl. Lk 14,28–30), so gibt es keinen Sinn, Jünger, Priester werden zu wollen ohne die Erfahrung, zuinnerst ein Armer zu sein. Vor allem aber steht über dem Weg des Jüngers die Zusage: „Ich nenne euch nicht mehr Knechte ... Vielmehr habe ich euch Freunde genannt; denn ich habe euch alles mitgeteilt, was ich von meinem Vater gehört habe“ (Joh 15,15).

Wichtiger, als einzelne Stellen anzuführen, auszudeuten und für den einzelnen oder ein Seminar zu übersetzen, sollte die Grundeinsicht sein: Die Suche nach dem Weg zum „Priesterseminar Jesu“ muß sich an den Provokationen des Evangeliums ausrichten und „richten“ lassen.

Die Seminausbildung als Antwort auf die kirchliche Herausforderung

Es ist wohl fraglos, daß eine Seminausbildung, die der Kirche von *heute* dienen will, sich von den Herausforderungen bestimmen lassen muß, die für die Kirche der Gegenwart selber kennzeichnend und prägend sind.

Kirche als Communio

Sicher kann man die immer häufiger werdende Einladung, Kirche wieder mehr als Communio und Mysterium, als Gemeinschaft und Geheimnis zu verstehen, als Versuch deuten, unangenehme Auseinandersetzungen harmonisierend wegzutheologisieren. Aber die Wirklichkeit der Kirche als Communio ist zu tief, zu ursprünglich, zu kostbar, zu fruchtbar, als daß dieses Wort wegen entsprechender Verdachtsmomente, die zu Recht oder zu Unrecht gehegt werden, nicht mehr verwendet werden dürfte. Kirche wurde von Anfang an verstanden als die Brüder und Schwestern Jesu, als die Familie Gottes, das Volk Gottes, der geheimnisvolle Leib Christi, der Tempel aus lebendigen Steinen, der Weinstock mit seinen Reben – alles Bildworte, die das Geheimnis erlöster Gemeinschaft aussagen. In diesem Sinne ist die Kommunion der höchste eucharistische Ausdruck von Kirche als Communio.

Von daher darf gefragt werden: Ist diese Sicht der Priesterausbildung wirklich von innen her akzeptiert? Findet diese Wirklichkeit Ausdruck in der Gestaltung des Seminarlebens? Ist sie zur spirituellen Mentalität

geworden? Wird das Moment von Gemeinschaft nicht doch zu stark gemessen am Besuch der verpflichtenden „Großveranstaltungen“ und am Festhalten an einer gewissen Rahmenordnung, damit der Gemeinschaftsbetrieb funktioniert – was sicher *auch* notwendig ist und nicht nur einen äußerlichen Sinn hat.

Und weitergefragt: Wird nicht von manchen die Gemeinschaft doch eher als Platz gesehen, der sorglose Unterbringung und Verpflegung garantiert, eine gewisse gemeinsame Ausbildungsatmosphäre gibt, ähnlich Denkende zusammenbringt und Raum für einzelne intensivere Beziehungen gibt? Dies alles wird geschätzt. – Aber wird Gemeinschaft als „*Heilsgut*“ verstanden? Ich habe den Eindruck, daß manchmal Gemeinschaft als ein bloßes *Mittel* gesehen wird, das mehr oder weniger hilfreich eingesetzt werden kann. Aber ist dies wirklich die biblische Sicht von Gemeinschaft und Erlösung? Ist nicht gerade dies und nichts anderes *das* Ziel und die Gnade der Erlösung, daß sie versöhnte Gemeinschaft schenkt mit Gott und den Menschen? Kein Vaterunser kann gesprochen werden, ohne die Gemeinschaft mit dem Vater und den Brüdern und Schwestern auszudrücken; kein Credo kann gebetet werden, ohne die Gemeinschaft der Heiligen, die *communio sanctorum*, glaubend zu bekennen.

Sicher gibt es in nicht wenigen Seminaren „Stockwerksgruppen“, „Equipes“, „Spiritualitätsgruppen“ usw. Und zuweilen begegnet man Studenten, die sagen, daß ihnen so eine Gemeinschaft am meisten für ihren Weg mitgegeben hat. Aber werden diese Gruppen genügend begriffen als Raum, in dem jemand die Ecken seines Charakters zu runden und zuzuschleifen lernt und sich durch ein brüderliches Feed-back mehr kennenlernen kann als vielleicht in einer ganzen Reihe von Ich-Meditationen? Werden diese Gruppen begriffen als Raum, in dem man lernt, gemeinsame Entscheidungen aus dem Geist des Glaubens zu treffen? Werden diesen Gruppen Hilfen und Begleitung geben? – Es ist zu wenig, wenn Gruppen nur eine menschlichere Strukturierung einer Großkommunität in überschaubare „soziologische Größen“, in Kleingruppen sind. Haben nicht zum Teil die Studenten und die Verantwortlichen mehr Ängste und Sorgen in bezug auf solche Gruppen, als daß sie die Chancen und den Auftrag sehen, der in ihnen liegt? Die Skepsis gegenüber dem „warmen Nest“, das man sich baut – „das die anderen sich bauen“ –, kann allerdings seltsamerweise ungestört damit zusammengehen, daß man sich einen Privatzirkel aus Gleichgesinnten sucht. Den Beschwerden, die eine wirkliche Gemeinschaft notwendigerweise mit sich bringt, weicht man allerdings dabei aus.

In einer Generation, die gleichermaßen von individualistischen Ten-

denzen wie von Vermassungsphänomenen geprägt ist, ist es sicherlich schwer, *Communio* zu verwirklichen. Der Auftrag, danach zu suchen, ist um so dringlicher.

Der „Stachel“ der geistlichen Gemeinschaften

In der Kirche unserer Zeit sind die Neuaufbrüche oder Gründungen von geistlichen Gemeinschaften unübersehbar. Von vielen werden sie als der Raum erlebt, in dem Kirche für sie wirklich wird, und nicht wenige sehen in ihnen kräftige, lebendige, zukunftssträchtige Keimlinge im großen Garten der Kirche, der vielerorts austrocknet und wie eine Sandwüste wirkt. Das Wort von Kardinal Höffner – „Geistliche Bewegungen sind in der heutigen Kirche wie Oasen. Sie sollten so zahlreich werden, daß die Wüste in Bedrängnis gerät“ – drückt diese Sicht aus. Auch wenn mancher Anfangsschwung dieser Bewegungen versanden wird, auch wenn noch nicht ein rechtes Zusammen von „Gemeinde vor Ort“ und geistlichen Gemeinschaften gefunden ist, auf jeden Fall offenbaren sich in diesen Gruppierungen, die von der Kirche selber begrüßt und anerkannt sind, Impulse des Heiligen Geistes für die Kirche und für ihre Priester. Zu nicht wenigen von diesen Bewegungen und Gemeinschaften haben Priester und Seminaristen Kontakt. Gelegentlich führt das auch zu Spannungen in einem Seminar. Wesentlicher als solche Probleme ist es, die Fragen aufzunehmen, die sich von geistlichen Gemeinschaften her stellen.

Geistliche Gemeinschaften sind zumeist ein Raum, in dem Gelegenheit gegeben ist zum gemeinsamen Austausch über das „Wort des Lebens“, d. h. das Evangelium; sie sind ein Raum, in dem bewußt die Einheit von Glauben und alltäglichem Leben gesucht wird; sie sind ein Raum, in dem Zeugnis, Bezeugen des Glaubens geschieht; sie sind ein Raum, in dem gemeinsame Entscheidungen gesucht und gefunden werden; sie sind ein Raum gemeinsamer Glaubensfreude und Glaubensfeste; sie sind ein Raum, in dem gegenseitige Lebenshilfe geschieht; sie sind ein Raum für gemeinsames freies Beten, Loben, Klagen und Danken.

Sicher sind nicht alle „Vorzüge“ auf eine einzelne Gemeinschaft konzentriert; sicher gibt es dort, wie in der Urkirche auch, Streitigkeiten, Eifersüchteleien, Machtkämpfe usw. Trotzdem erfahren viele Menschen in ihren Gemeinschaften Lebendigkeit des Glaubens und Freude des Erlöstseins. – Auch eine Seminargemeinschaft muß nicht versuchen, die Charismen aller geistlichen Bewegungen in sich zu vereinigen. Aber es

kann auch ein „Eifersüchtigmachen im Herrn“ geben, d.h. manche Fragen von geistlichen Gemeinschaften her kann Stachel und Wachstumsimpuls sein. Was könnte es für ein Seminar heißen, wenn es Menschen in geistlichen Bewegungen gibt, die trotz Familie jedes Jahr achttägige Einzelexerziten machen, ohne daß irgendein Verantwortlicher mühsam für Ruhe sorgen muß und sich über abendliche Bierstubenbesuche ärgern müßte? Was könnte man von Gruppen lernen, deren Mitglieder einander intensiv in Lebens- und Glaubensfragen helfen? Was heißt es, wenn nicht wenige Laien eine regelmäßige geistliche Begleitung haben, keineswegs aber jeder Priesteramtskandidat, der selber einmal Menschen als Geistlicher begleiten soll? Welche Hilfe und zugleich Herausforderung ist es, wenn in einer geistlichen „Stunde der Wahrheit“ Menschen in geschwisterlicher Weise einander Spiegel zur Selbsterkenntnis zu sein suchen? Was könnte es für Seminarerziehung heißen, daß es Gruppierungen gibt, die aus dem Wissen um die Schwierigkeiten eines gemeinschaftlichen Glaubensweges regelmäßige Gruppenbegleitung kennen und die Menschen zu solch einem Dienst zu befähigen suchen? – Nicht Überforderung der Seminarerziehung sollen geistliche Gemeinschaften sein, sondern Stachel, Impuls und kritische Anfrage.

Die Gemeindekirche

Von einer „Gemeindekirche“ zu sprechen ist in gewissem Sinn nicht sehr sinnvoll, da Kirche Gemeinde ist. Die Gemeinschaft aller ist Kirche. Aber als Absetzung zu dem polemischen Begriff „Priesterkirche“ wird doch etwas klar, zumal in der heutigen kirchlichen Situation: Entweder wird Kirche von allen mit ihren verschiedenen Charismen und Fähigkeiten mitgetragen, oder – menschlich gesprochen – Kirche zerfällt. Was vielleicht banal oder plakativ wirkt – „wir alle sind Kirche“ –, birgt in sich einige Aussagen, die für das priesterliche Selbstverständnis und für die Ausbildung bedeutsam sind.

Zum ersten ist damit gesagt, daß die Gemeinschaftsfähigkeit, die Fähigkeit zur Zusammenarbeit eine zentrale Eigenschaft eines Gemeindeglieds ist. Auch wenn der Priester in einigen Bereichen eindeutig Leitungsfunktion hat, so ist auch diese eingebettet in ein vielfältiges Netz von Zusammensein und Kooperation, wenn Leitung nicht a-sozial sein soll. Die Befähigung dazu ist ein zentrales Erfordernis der Ausbildung. Wenn dies nicht in genügendem Maß geschieht, wird die Ausbildung weder der Gemeinde noch dem jungen Mann, seiner Aufgabe und Lebensfreude gerecht. Wenn jemand keine Hilfen zur Begegnungsfähig-

keit und Zusammenarbeit bekommt, dann kostet dies alle Beteiligten unnötig viel Lebensenergie, bringt viel Einsamkeit und „Isolationsfolter“, die möglicherweise noch ideologisch verbrämt wird. So ein „armer Kaplan“ und Pfarrer steht dann manchmal völlig daneben oder wird vom größten Teil der Gemeinde als Hemmnis empfunden. Man bräuchte darüber nicht zu reden, wenn es sich nur um „Einzelfälle“ handelte. – Es geht also darum, daß Einübung geschieht nicht nur im Arbeiten *für*..., sondern auch im Arbeiten *mit*... Manche können vielleicht ausgezeichnete *Fürsorger* sein, aber kaum *Mitarbeiter*. Eine spirituelle Theorie der Pro-existenz ist nicht glaubwürdig, wenn sie nicht getragen ist von einer Co-existenz: Dasein-für im Dasein-mit.

Zur Erfahrung eines Priesters heute gehört auch, daß er eine Reihe von hochqualifizierten Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen hat; qualifiziert in ihrem profanen Beruf, qualifiziert aber auch in einem kirchlichen Beruf. Da leitet vielleicht ein Pastoralassistent ausgezeichnet eine Bibelrunde; er kann das, weil er im Studium Exegese und Bibelarbeit als Lieblingsfach gehabt hat und in einer geistlichen Gemeinschaft zudem einen lebendigen Umgang mit Gottes Wort erfahren hat. Es ließen sich viele solcher und ähnlicher Situationen anführen, die zeigen, wie ein Priester „genötigt“ ist, mit Menschen umzugehen, die einen Glaubensweg, einen Lebensweg, einen Erfahrungs- und Wissensweg gegangen sind und dies miteinbringen wollen und können in die Gemeinde.

Die Folge daraus darf sicherlich nicht sein, darauf hinzuarbeiten, daß der Priester eben noch viel qualifizierter werden müsse, so daß er überall die Nase vorn hat. Abgesehen davon, daß dies unmöglich wäre, wäre es seelische Grausamkeit und stellte sich vor allem die Frage nach dem zugrundeliegenden Priester- und Kirchenbild. Was nötig ist, ist vielmehr die Erziehung zur Bescheidung und Bescheidenheit. Nötig ist es weiterhin, mehr zu sehen, daß der Priester nicht nur Diener der Einheit, sondern auch Diener der Vielfalt ist. Einheit ohne Vielfalt ist Uniformierung. Vielheit ohne Einigungsbewegung bringt Zerfall. „Fülle“ ist das christliche Wort, in dem beides eins ist: das „eine Notwendige“ und die Vielfalt. Ein „Gemeindepriester“ muß schauen, wie er die vielfältigen Talente, die Gottes Geist zum Aufbau der Gemeinde erweckt, findet und entfalten und zusammenfügen hilft. So braucht er Mitarbeit nicht als Konkurrenz mißzuverstehen, sondern kann zusammen mit vielen Priestern einer Gemeinde sein, die „Gemeinschaft von Gemeinschaften“ ist.

Eine Herausforderung, die ebenfalls mit einer „Gemeindekirche“ verbunden ist, besteht in der Pluralismusfähigkeit, vor allem in einer kirchengeschichtlichen Situation, in der verschiedenste Strömungen in der

Kirche sich bekämpfen, sich ignorieren, gelegentlich diffamierend aneinandergeraten, aber auch sich gegenseitig bereichern, korrigieren und weiterhelfen. Wenn sich ein Priester aufgrund seiner seelischen und charakterlichen Konstitution undifferenziert „auf *eine* Seite schlägt“, dann sind Spaltungstendenzen in einer Gemeinde vorprogrammiert. – An diesem Punkt zeigt sich noch einmal, wie entscheidend für eine Seminarbildung nicht nur eine gediegene wissenschaftliche Ausbildung, sondern die „systematische“ Förderung einer christlichen Pluralismusfähigkeit ist. Der Heilige Geist, das „Pleroma“ Gottes, ist das Prinzip des christlichen Pluralismus. Wenn 23jährige junge Menschen schon „die Schotten dicht machen“, dann ist etwas in der Auswahl oder in der Ausbildung nicht gut gelaufen. Einem Priester Jesu Christi muß man die Geisttendenz, „für die vielen dazusein“, anmerken können.

Die Kirche der Glaubensentscheidung

Volkskirche und Entscheidungskirche werden manchmal im unguten Sinn gegeneinander ausgespielt. In der Volkskirche, die getragen ist durch viele Traditionen, kann persönliche Glaubensentscheidung geschehen; und umgekehrt gibt es nicht nur die individualistische persönliche Glaubensentscheidung des einzelnen vor seinem Gott, sondern ist diese immer auch geschenkt, vermittelt durch Gemeinschaft. Trotzdem wird seit Jahrzehnten zunehmend deutlicher, daß christlicher Glaube immer weniger durch ein allgemeines christliches Milieu getragen wird. Gleichgültigkeit, Unverständnis, Aggressivität, Spott, wohlwollende Toleranz, Skepsis, Unkenntnis werden mehr und mehr zu Gegebenheiten des gesellschaftlichen Umfeldes. Die Chance, die darin liegen kann, ist, daß Christsein und Christwerdung immer mehr auf persönliche Begegnung und freie Entscheidung verwiesen werden.

Man muß es nicht so zugespitzt sagen wie Karl Rahner, daß der Fromme der Zukunft entweder ein Mystiker sein wird oder eben nicht mehr sein wird, aber eines scheint sich deutlich zu zeigen: Alles, was zu einem persönlicheren, entschiedeneren Glauben und zu einem existentielleren Teilnehmen am Geheimnis des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe hilft, ist Antwort auf die heutige Situation. Wo Glaubenszeugnis gegeben wird, wo innere und äußere Heilung geschieht, wo auf einen Gebetsweg gewiesen wird, wo wirkliche Exerzitien Erfahrungen gemacht werden, dort geschieht ursprüngliche Begegnung mit dem „Wort des Lebens. Denn das Leben wurde offenbart; wir haben gesehen und bezeugen und verkünden euch das ewige Leben, das beim Vater war und uns

offenbart wurde. Was wir gehört haben, das verkünden wir auch euch, damit auch ihr Gemeinschaft mit uns habt. Wir aber haben Gemeinschaft mit dem Vater und mit seinem Sohn Jesus Christus. Wir schreiben dies, damit unsere Freude vollkommen ist“ (1 Joh 1,2–4).

Damit ist an ein Seminar die Frage gestellt, inwieweit es von seiner Gestaltung her Einladung, Herausforderung und Hilfe für eine reife persönliche Glaubensentscheidung ist.

Schlußfolgerungen und Anregungen

Muß sich groß etwas ändern in der Priesterausbildung? Kann sich etwas ändern durch die Bischofssynode? Was soll sich überhaupt ändern? Wird nicht seit 20 Jahren immer wieder nach Verbesserungen gefragt für das „seminarium semper reformatum“? Muß etwas neu eingeführt werden? Genügt es nicht, wenn manche Entwicklungslinien einfach weitergezogen werden? Reicht es, den bisherigen Rahmen auszufüllen, oder muß er stellenweise gesprengt werden? Schätzen wir die Rolle von institutionellen Änderungen zu hoch ein? Oder haben wir nicht den Mut zu wirklichen Reformen? Gibt es Seminar-Träume oder gar mancherorts schon gelungene Beispiele?

Manche von diesen Fragen werden sicher auf der Bischofssynode in Rom angegangen werden. Ich möchte abschließend eine Reihe von Gedanken und Anregungen geben, die sich mir im Lauf der letzten Jahre nahegelegt oder sogar aufgedrängt haben. Sie sind in gewissem Sinn konkrete Schlußfolgerungen aus dem bisher Gesagten.

Ein „Noviziatsjahr“ für Seminaristen?

Am 6. Januar 1980 erschien ein Rundschreiben der Kongregation für das katholische Bildungswesen mit dem Titel: „Aktuelle Hinweise für die Einführung der Priesteramtskandidaten in das geistliche Leben“. Dort wird der Wunsch ausgesprochen, daß in den Seminaren eine Art Noviziatsjahr zu Beginn der Seminarzeit eingeführt werden sollte. Das Hauptargument für diesen Vorschlag lautet: Es ist fast unmöglich, in der Welt von heute und unter den hohen Anforderungen des Universitätsstudiums sich genügend Zeit für ein geistliches Leben zu nehmen. Dies bedeutet, daß die entscheidenden menschlich-spirituellen Fragestellungen auf dem Weg zum Priestertum hin einen ungenügenden Raum bekommen. – Das aber ist eine schwere „Unterlassungssünde“ an den Prie-

steramtskandidaten selber und an den künftigen Gemeinden. Welch ein Schaden, wenn notwendige Reinigungs- und Klärungsschritte unter einem unabweisbaren Leidens- und Realitätsdruck sich erst ein paar Jahre nach der Priesterweihe zeigen! Welch eine Not für den Priester und was für ein Schaden für Gemeinden! Die Schreiber des Dokuments haben die Schwierigkeiten schon vorausgeahnt: „Diese Zeitspanne einer spirituellen Propädeutik erweist sich als eine Wohltat für die Teilnehmer selbst. Es ist eher die Diözese, die beim derzeitigen Priestermangel glaubt, ein unnötiges Opfer bringen zu müssen; in Wirklichkeit würde sie sehr bald feststellen, daß sich eine solche Einrichtung segensreich auswirkt. Wir erlauben uns als Schlußempfehlung, darauf zu drängen, daß dieser Versuch gemacht werde.“

Sicher ist es eine Frage, ob eine Art Noviziatsjahr für Priesteramtskandidaten die beste und praktikabelste Lösung wäre. Vielleicht wären geistliche Intensivzeiten – verstreut über die Jahre der Ausbildung und mit einer längeren Zeit zu Anfang – wirksamer. Insgesamt aber wurde und wird die dringliche Bitte aus Rom, die einem fundamentalen Bedürfnis der Priesterausbildung entspricht, nicht aufgenommen – zum Schaden der Priester und Gemeinden.

Ausbildung der Ausbilder

Wie würden wohl Professoren einer theologischen Fakultät reagieren, wenn man ihnen Neupriester oder Pfarrer mit einigen Gemeindeerfahrungen ohne jede weitere Ausbildung als Dozenten zuweisen würde? Denn diese hätten ja die betreffenden Fächer während ihrer Studienzeit studiert und bräuchten das Gelernte nur weiterzugeben, und man suche ja die intelligentesten aus. Die Reaktion des Professorenkollegiums braucht nicht beschrieben zu werden. Wie ist es aber mit denen, die mit verantwortungsvollen Aufgaben im Rahmen der Ausbildung in den Priesterseminaren beauftragt werden? Sicher sind diese im Normalfall gute und erfahrene Priester. Aber müßten sie nicht auf verschiedene Weise für ihre sehr spezielle Aufgabe intensiver vorbereitet werden? Bräuchten sie nicht zusätzlich zu der Erfahrung, die sie von sich her mitbringen, eine gezielte und gründliche Hilfe in „Menschenführung“, in geistlicher Begleitung, in Psychologie? Es gibt Institute, die angefangen haben, einen Ausbildungsgang für Menschen anzubieten, die später in Noviziaten und in der Priesterausbildung Verantwortung tragen. Aber aufs Ganze gesehen, gibt es noch zu wenige solcher Versuche.

Eine sinnvollere Exerzitienpraxis

Nicht wenige Exerzitienbegleiter machen die Erfahrung, daß es oft am schwierigsten ist, für Seminaristen und für Priester Exerzitien zu geben. Bei einem größeren Teil des Klerus ist die Praxis jährlicher Exerzitien verlorengegangen; die acht Tage sind, wenn sie je gepflegt wurden, auf drei bis fünf Tage zusammengeschrumpft; manchen haben die Exerzitien am Seminar „für immer gereicht“; andere entwickeln einen eigenen Exerzitienstil aus einer Mischung von Ausruhen, Briefe-Schreiben, Sammeln von Gedanken für die nächsten Predigten u.ä.; manche schauen skeptisch und verwundert oder reagieren sogar aggressiv, wenn sie von „Laien“ hören, die achttägige Einzelexerzitien machen. Die kostbare Neuentdeckung der Exerzitienpraxis während der letzten 20 Jahre ist zumindest teilweise an den Priestern und den Seminaren vorbeigegangen. Eine intensivere und gereifere Exerzitienpraxis, die zu klareren Entscheidungen und zu einer tieferen Christusbeziehung hinführen möchte, müßte eine noch wichtigere Rolle als bisher spielen.

Manche Spirituelle und Studenten haben inzwischen auch die Erfahrung von „Exerzitien im Alltag“ gemacht. Diese bestehen darin, daß ein Exerzitant sich über ein Semester oder ein ganzes Jahr hinweg jede Woche mit seinem geistlichen Begleiter trifft. Das entscheidende „Fragenbündel“ im Gespräch lautet immer: Wie habe ich in meinem Leben, meinem Beten, meinem Studieren, meinem Umgang mit den Mitmenschen die Urbewegungen des Heiligen Geistes – Glaube, Hoffnung, Liebe – wahrgenommen und wie die Regungen des Ungeistes d.h. Mißtrauen, Resignation, Egoismus? Von dieser Fragestellung her ergeben sich dann Hinweise für das Weitergehen in der folgenden Woche. So ein intensiver Weg kann zu den besten Hilfen für den geistlichen Weg in einem Seminar gehören.

Ausnutzung psychologischer Hilfen

Es gibt nicht nur einen „antirömischen Affekt“, sondern auch einen „antipsychologischen Affekt“. Beide Affekte können sich auf verschiedene Weise auf Vorkommnisse berufen, die ihre aggressive Abneigung ein Stück weit verständlich machen. Trotzdem, als prinzipielle Haltung sind beide nicht fruchtbar. Inzwischen werden auch Erkenntnisse und Hilfen aus der Psychologie und Psychotherapie auf verschiedene Weise, aber zumeist nur anfanghaft, in Anspruch genommen. In manchen Priesterseminaren gibt es Vorgespräche und Aufnahmegespräche mit psycholo-

gisch geschulten Fachkräften. In „Extremfällen“ wird auch eine therapeutische Hilfe in Anspruch genommen. Am einen oder anderen Seminar gibt es sogar eine Konzeption für längerfristige psychologische Hilfestellungen.

Wie wirksam eine gute Hilfe ist, konnte ich bei Studenten sehen, die die Diagnose und Beratung am Institut für Psychologie an der Gregoriana in Rom in Anspruch nahmen. Es war für mich bemerkenswert, wie manche allein durch die Inanspruchnahme von vier Diagnosevormittagen Fortschritte in der Selbsterkenntnis – die ja ein direkter Weg zur Demut sein kann – machten, die ihnen zuvor über Jahre hin nicht so gelungen waren. – Es ist wohl bezeichnend, daß gerade diejenigen, denen man am meisten diesen „Erkenntnis Schub“ gewünscht hätte, sich am meisten gegen das „Ansinnen“ verwarnten, zu überlegen, ob sie nicht diese Möglichkeit in Anspruch nehmen wollten.

Fazit: Insgesamt ist die mögliche Bedeutsamkeit und Wirksamkeit solcher Angebote noch nicht genügend gesehen und in Anspruch genommen.

Wichtige Rolle der Gruppen

„In Seminarien, in denen eine große Zahl von Alumnen zusammenlebt, soll man die Alumnen in passender Weise in kleinere Gruppen aufteilen, um so die Ausbildung der einzelnen persönlicher gestalten zu können.“²

Viel mehr als dieser eine Satz findet sich zur Frage der Gruppenbildung an Seminarien nicht im Dokument des II. Vatikanums über die Priesterausbildung. Nach den Überlegungen zum Thema „Kirche als Communio“ und zur Frage der persönlichen Reifung und Begegnungsfähigkeit scheint aber klar zu sein, daß die kleinen Gemeinschaften in Seminarien eine zentralere Rolle spielen müßten als bisher. Ihren vollen Sinn und Dienst im Blick auf die Ausbildung künftiger Priester könnten sie nur haben, wenn sie als echte Glaubens- und geistliche Weggemeinschaften verstanden würden. Dies würde bedeuten, daß sie Raum, Herausforderung und Hilfe für verschiedene Vollzüge sein müßten: Raum, in dem sich der einzelne über längere Zeit der „Mühle“ der Gemeinschaft aussetzt – so wie Jesus die Jünger, die er zu sich rief, auch gleich einander „zumutete“; Raum, in dem aus der Zugehörigkeit zu Jesus die Zusammengehörigkeit untereinander erwächst, Raum, in dem Gemein-

² II. Vatikanum, Dekret über die Ausbildung der Priester, Nr. 7.

schaftsfähigkeit, d. h. Mitteilung, gegenseitige Korrektur und Wertschätzung, konkrete Verantwortlichkeit usw. eingeübt wird; Raum für Glaubens- und Schriftgespräch; Raum für gemeinsame geistliche Entscheidungsfindung. Wenn solche Erwartungen mit Gruppen verknüpft werden, dann ist auch klar, daß hier viel investiert werden muß. Ohne eine erfahrene Begleitung, ohne verschiedene Stilelemente – etwa gemeinsame Lebensbetrachtung, Auswertung des Weges u.ä. – würde die Gruppe eine bloße Idealforderung darstellen. Diese macht erfahrungsgemäß eher bloß ein schlechtes Gewissen, frustriert und bricht, wenn es keine klare Konzeption und konkrete Hilfen gibt, auseinander. Wenn Paulus mahnend schreibt, daß Gott ein „Gott des Miteinanders und nicht des Durcheinanders“ (1 Kor 14,33) sei, dann zeigt dies, daß auch das Zustandekommen einer echten Glaubensgemeinschaft ein Kunstwerk, um nicht zu sagen ein „Kunststück“ des Heiligen Geistes ist.

Sicherlich gibt es Studenten an Seminarien, die geistlichen Bewegungen und Gemeinschaften angehören; ob dies aber die Lösung für die Gesamtbildung ist, darf mit einem Fragezeichen versehen werden. Der Sinn und die Notwendigkeit der Glaubensgemeinschaft wäre zu niedrig angesetzt, wenn man sie nur denen überließe, die „so etwas eben brauchen“ oder die sich davon „angesprochen“ fühlen.

Priesterseminar – wie lange?

Eine der dringlichsten, aber auch schwierigsten Fragen dürfte die nach der Ausbildungsdauer im Seminar sein – obgleich sie eindeutig durch die Studienordnung festgelegt ist. Aber eben hier liegt ein großes Problem. Eine „Regelstudienzeit“ für alle läßt sich noch recht leicht festlegen. Wie aber sieht die Zeitfrage bei persönlichen Entscheidungsschritten aus? Bei Fragen menschlichen Wachsens und Reifens? – Jeder Vergleich, sagt man, hinkt, aber vielleicht hilft doch die Frage ein wenig: Wie würde man reagieren, wenn für alle Mitteleuropäer das Heiratsalter auf 20 oder 26 Jahre festgelegt würde? In welches System würde da menschliches Begegnen und Entscheiden gepreßt! Ein wenig ironisch gefragt: Wie kommen wir eigentlich dazu, aufgrund unseres Schulsystems und verschiedener anderer Faktoren dem Heiligen Geist vorzuschreiben, daß er die Amtsgnade vornehmlich für 26jährige junge Männer auszugießen habe? – Gerade wenn man die Geschichte von Heiligen und Ordensgründern anschaut, sieht man, daß „Regelzeiten“ da eher die Ausnahme sind. Man kann natürlich sagen, daß Heilige eben auch eher die Ausnahme als die Regel sind und wir getrost für den Normalfall Re-

gelzeiten festlegen dürfen. Das ist nicht einmal ganz abwegig gedacht. Feste Zeiten haben auch als Herausforderung einen Sinn. Aber trotzdem bleibt die Frage nach einer elastischeren Handhabung. Allein wenn man die Ängste bedenkt, die man bei einer Reihe von Priesteramtskandidaten beobachten kann, wenn ihnen Aufschub vom Regens verordnet und vom Spiritual angeraten wird, dann stellt sich die Frage: Wie groß ist die innere Freiheit der betreffenden Studenten, und wie hilfreich ist der objektive Zeitdruck für das geistliche Entscheidungsgeschehen? – Gibt es neue Wege, das Problem zu lösen?

Pilotprojekte für die Kinder des Lichtes?

An einigen Stellen des Evangeliums kann man bemerken, daß Jesus eine gewisse Bewunderung für die „Kinder dieser Welt“ hegt und es bedauert, daß „die Kinder des Lichtes“ sich vergleichsweise unklug benehmen. Diese Beobachtung soll Ausgangspunkt für die folgende Überlegung sein: Bei den „Kindern dieser Welt“ gibt es in Notsituationen „Pilotprojekte“. So startet man beispielsweise in der drängenden Energiefrage verschiedene Versuche alternativer Energieversorgung. Allen Beteiligten ist klar, daß dies sehr sorgfältig geplant, begleitet und durchgeführt werden muß; daß eine ganze Reihe von Versuchen sich als Fehlversuche herausstellen werden und daß viel Geld, Material und Kraft investiert werden müssen. Könnte man nicht auch im Bereich der Priesterausbildung nach Alternativmöglichkeiten Ausschau halten, diese an einigen Orten „kontrolliert“ durchführen und so Lernerfahrungen machen? Genausowenig wie es unmöglich und unsinnig wäre, per Beschluß einfach alles auf Sonnen- oder Windenergie umzustellen, so wäre es nicht sinnvoll, ein neues Konzept für alle Seminare zu entwerfen und durchführen zu wollen. Aber ist die Gesamtsituation nicht doch so notvoll, bzw. gibt es nicht noch unentdeckte Chancen, so daß sich über die Frage von Priesterseminar-Pilotprojekten nachzudenken lohnte?!

Es ist wohl angebracht die Gespräche der Bischofssynode in Rom mit einem Gebetswunsch zu begleiten, wie er etwa im zweiten Brief an Timotheus steht. Was dort dem einzelnen, dem für seine Dienste in der Kirche die Hände aufgelegt worden waren, gilt, das ist allen zu wünschen, die Priester sind oder werden, und denen, die sich um sie sorgen:

„Ich rufe Dir ins Gedächtnis: Entfache die Gnade Gottes wieder, die dir durch die Auflegung meiner Hände zuteil geworden ist. Denn Gott hat uns nicht einen Geist der Verzagtheit gegeben, sondern den Geist der Kraft, der Liebe und der Besonnenheit“ (2 Tim 1,6f.).